Abend-Ausgabe.

Berliner Tageblatt.

Nr. 132. Berlin, Sonnabend, den 18. März 1882. XI. Jahrgang.

Politische Tagesübersicht.

Berlin, 18. März.

Ein kleiner Irrthum in den Erläuterungen zum Monopol-Entwurf.

Unter den Gründen, welche die Erläuterungen zu dem Monopol-Gesetzentwurf zur Empfehlung des Projektes anführen, fehlt natürlich auch nicht der Hinweis auf die anderen Länder, welche aus dem Tabak eine so hohe Einnahme ziehen und denen nachzueifern das eifrigste Bestreben des deutschen Reiches sein müßte. Wir meinen nun allerdings, daß es außer der hohen Belastung des Tabaks in den fremden Ländern noch so manche andere Dinge giebt, denen wir nacheifern könnten, wie z. B. in England die Preßfreiheit, die Einfachheit des Zolltarifs und so manche politische Einrichtung. Aber der Verfasser der Motive meint nun einmal, wir müßten uns die starke Belastung des Tabaks zum Muster nehmen, und Diejenigen, welche dem Grundsatz huldigen, daß ein Jeder, der es zu einer Anstellung im Staatsdienste gebracht habe, auch Alles besser verstehe, als jeder andere Mensch in Deutschland, schwören natürlich auf die Richtigkeit dieser Behauptung und sind nun schnell mit ihrem Urtheil in Bezug auf das Monopol fertig. In England zahlt man hiermal so viel für Tabak, in Frankreich sogar fünfmal so viel als in Deutschland; weshalb sollen wir uns nicht beeilen, das auch zu thun? Wir Deutsche sind ja jetzt die größte Nation, weshalb sollen wir nicht auch die größte Tabakbelastung haben? Dieser Vorzug ist der einzige, der den Franzosen noch von ihrer Stellung als „grrrande nation“ übrig geblieben ist; beeilen wir uns, ihn auch für uns in Anspruch zu nehmen! So ungefähr mag das Urtheil der Gedankenlosen lauten und aus diesen „wirthschaftlich“ offenbar unangreifbaren Motiven stimmen diese dem Monopol zu.

Glücklicherweise sind solche gedankenlose Leute eben jetzt in Deutschland in verschwindend kleiner Zahl vorhanden; die große Mehrzahl prüft, und verlangt auch, daß ihr von den unabhängigen Blättern das Material zur Prüfung geliefert werde. Diesmal hat nun der Verfasser der Erläuterungen es wirklich Jedem, der nur einigermaßen denken kann und Kenntniß der hierher gehörigen Zahlen hat, sehr leicht gemacht, ihm nachzuweisen, daß gar kein Grund vorhanden ist, seinem Rathe, in Bezug auf die Besteuerung des Tabaks dem Ausland durch eine Mehrbelastung des Tabaks nachzueifern, zu folgen. Hätte er einfach nur vom Tabak gesprochen, so wäre das Ansichtssache gewesen, und es stände Meinung gegen Meinung; er hat aber die Besteuerung der geistigen Getränke als Vergleichung herangezogen und hier hat er sich, offenbar verleitet durch eine unter solchen Verhältnissen ganz wunderbare Unkenntniß der Verhältnisse, eine Blöße gegeben, welche verhängnißvoll werden kann.

Er meint nämlich, es seien nur innere Gründe, um nach den Erfahrungen anderer Länder als Objekte der Besteuerung den Tabak und die geistigen Getränke in Aussicht zu nehmen, und schreibt dann weiter, daß von diesen Gegenständen der Tabak zu einer stärkeren Steuerbelastung unzweifelhaft noch viel geeigneter sei als die Getränke „und zwar um so mehr, als trotz der Steuergesetzgebung von 1879 die Ausnutzung der Steuerkraft des Tabaks in Deutschland noch immer ganz unverhältnißmäßig weit zurückgeblieben ist“. „Die weitere deutsche Finanzreform wird daher“, so schließt er diesen Theil seiner Ausführungen, „zunächst von einer namhaft höheren Belastung des Tabaks auszugehen haben.“

Man kann, wenn man diesen Satz liest, ihn nur so auffassen, daß das Verhältniß des Ertrages aus dem Tabak in Deutschland und in anderen Ländern sich im Vergleich mit dem Verhältniß der Besteuerung der geistigen Getränke, unter denen wir hauptsächlich doch den Branntwein verstehen, so stellt, daß, um diese Verhältnisse gleich zu machen, die Besteuerung des Tabaks erhöht werden müßte. Dies ist aber positiv nicht der Fall, wie sich leicht aus den Zahlen für die hauptsächlich Branntwein konsumirenden Länder nachweisen läßt. Man muß nur bei der Tabaksteuer in Deutschland nicht mit allen Zahlen rechnen, sondern die Ziffern einsetzen, welche sich aus der im Jahre 1879 eingeführten Belastung des Tabaks ergeben werden, wenn dieselbe erst voll in Kraft getreten sein wird.

Nach diesen Zahlen beträgt der Ertrag der Tabaksteuer in Deutschland 1,04 M. pro Kopf der Bevölkerung, während diese Steuer in England pro Kopf der Bevölkerung 4,86 M. also das 4¾fache, in Rußland nur 0,47 M., also nicht ganz die Hälfte und in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika 4,36 M. pro Kopf, also etwa 4½ Mal so viel als in Deutschland beträgt. Ganz anders aber stellt sich das Verhältniß beim Branntwein: dieser bringt in Deutschland nur 0,98 M. pro Kopf, in England mehr als das Neunfache, nämlich 9,10 M., in Rußland mehr als das Achtfache, 8,12 M. und in den Vereinigten Staaten fast das Zehnfache, nämlich 9,68 M.

Spricht nun aber schon bei dem Ertrag pro Kopf dafür, daß, wenn von einem Ausgleich durch Nachahmung der fremden Staaten die Rede sein soll, nicht die Steuer auf Tabak, sondern vor allem die Besteuerung des Spiritus erhöht werden muß, so tritt dies noch mehr hervor, wenn wir den Zollsatz verschiedener Staaten vergleichen. Derselbe ist in Deutschland 42,50 M. pro 50 Kg., in England 396,66 M., also etwas mehr als neun Mal so hoch, in Rußland 141,02 M. also etwa 3½ Mal so hoch, während vom Spiritus in Deutschland pro Hektoliter 100 prozentiger Alkohol erhoben werden 17 M., in Rußland dagegen 170 M., also das Zehnfache, in England aber 386 M., also das Dreiundzwanzigfache erhoben wird.

Es muß geradezu unbegreiflich erscheinen, wie gegenüber solchen Zahlen in den Erläuterungen von einem Zurückbleiben der Tabaksteuer in Deutschland gegenüber der Besteuerung des Branntweins die Rede sein kann. Es giebt nur eine Erläuterung dafür, das ist, daß der Verfasser, trotzdem er der Gesetzgebung von 1879 Erwähnung thut, doch die Zahlen für die alte Besteuerung in Deutschland, nämlich 0,34 M. Ertrag pro Kopf der Bevölkerung und den Zollsatz von 12 M. pro 50 Kg. in Rechnung gezogen hat. Es ist allerdings schwer zu glauben, daß bei Ausarbeitung von Erläuterungen zu einem Regierungs-Gesetz-Entwurf ein solches Versehen vorkommen kann, es würde dies aber beweisen, daß die Personen, welche die Vorbereitungen zur Ausführung des Monopol-Projektes auf sich genommen, sich nicht mit den neuesten Erfahrungen auf diesem Gebiete vertraut gemacht, sondern es für genügend erachtet haben, dieselben Gründe ins Gefecht zu führen, mit welchen vor etwa fünfundzwanzig Jahren Herr v. Diergardt das Monopol-Projekt befürwortete, Gründe, welche schon damals von der ganzen Nation zurückgewiesen wurden.

Kommt man aber mit solchen Gründen, vertheidigt man das Monopol-Projekt mit Gründen, welche vor den ziffermäßigen Auszweisen der offiziellen Tabeller nicht Stich halten, so muß man sich später auch nicht wundern, wenn aus der Kritik solcher ungenauen Angaben, aus der Erkenntniß der Wahrheit, sich im Volke die Meinung herausbildet, daß, wenn uns die Steuergesetzgebung anderer Länder ein Vorbild sein soll, nicht der Tabak, sondern der Spiritus höher belastet werden müsse.

---

* Fürst Bismarcks Unwohlsein ist, wie man vernimmt, nicht ernster Natur, aber von auffallender Langwierigkeit. Ueber die Reisedispositionen des Kanzlers hört man denn auch z. Z. nichts. Während er sonst zu Ostern nach Friedrichsruh überzusiedeln pflegte, hat es jetzt den Anschein, als ob er das Fest in Berlin, wo er schon seit Monaten nicht sein Haus verlassen, verbringen werde. Den Mitgliedern des Volkswirthschaftsraths ist in der laufenden Session noch nicht Gelegenheit geboten worden, den Fürsten Bismarck in der Rolle des „parlamentarischen“ Gastgebers zu sehen. Vielleicht unterzieht sich Herr v. Bötticher als Stellvertreter des Reichskanzlers der angenehmen Pflicht, dem Volkswirthschaftsrath auch gesellschaftlich die Honneurs zu machen. Es giebt allen Ernstes Personen in dieser Körperschaft, welche es als eine Verletzung des äußeren, diesem Nebenparlament zukommenden Ansehens betrachten, wenn dasselbe nicht auch seine „parlamentarischen Soireen“ hat. Die Herren könnten sich freilich mit dem Beispiel des preußischen Landtages trösten, der in seiner grauen und einförmigen Werkeltagsarbeit gleichfalls auf so pikante Erholungsmomente Verzicht zu leisten hat.

---

* Der neue Verwendungsgesetz-Entwurf, auf den wir noch zurückkommen, begegnet überall der unverhohlenen Ueberraschung. Wenn ihn nicht schon seine innere materielle Mangelhaftigkeit zum Tode vor der Geburt verurtheilte, müßte ihn dies ironische Erstaunen von Freunden und Gegnern vernichten. Es ist ein Gesetz, bei welchem die Konservativen ganz genau wissen, daß sie der Regierung nicht entgegenarbeiten, wenn sie es wiederum, wie in der vergangenen Session, in der Kommission begraben, und bei welchem liberalerseits die Hauptarbeit ruhig der Rechten und dem Centrum überlassen bleiben kann. Die erste Lesung der Vorlage wird übrigens, wie wir entgegenstehenden Mittheilungen gegenüber zu wissen glauben,

---

Kleine Chronik.

**. Alexander Dumas veranstaltet augenblicklich eine neue, hochinteressante Ausgabe seiner gesammten dramatischen Werke, nach welcher sich die Bibliophilen, diese literarischen Gourmands, alle Finger lecken werden. „Edition des Comédiens, avec les premières prefaces, — revue, corrigée et augmentée de variantes et de notes inédites“ — so lautet der vollständige Titel des Buches, welches der Autor der „Demimonde“, wie er in einer Vorrede erklärt, lebhaften den Künstlern und Künstlerinnen widmet, welche als hervorragende Interpreten seiner Bühnenwerke ein Recht auf seine Dankbarkeit haben. Der erste Band dieser ad usum histrionis erscheinenen Ausgabe ist bisher nur in neunundneunzig Exemplaren an Dumas befreundete Künstler und Schriftsteller zur Vertheilung gelangt und soll nicht in den Handel gebracht werden. Wir begreifen nicht, warum Alexander Dumas sich bemüht, diese Ausgabe gewissermaßen unter Ausschluß der Oeffentlichkeit erscheinen zu lassen, da die beigefügten Noten und Randglossen einen überaus interessanten Kommentar, ja den Schlüssel zu manchem seiner Werke bieten.

Gleich im ersten Bande, welcher die „Dame aux Camélias“ enthält, erzählt Dumas die Genesis dieses Werkes, welches ihn auf der Staffel des Ruhms die ersten Sprossen erklimmen ließ. Wo und wie er die Typen zu der „Camelliendame“ fand, darüber giebt der Autor die folgenden interessanten Aufschlüsse:

„An einem schönen Septembertage im Jahre 1844 war ich nach St. Germain-en-Laye aufgebrochen, um meinen Vater zu besuchen, und hatte unterwegs Eugène Déjazet, den Sohn der großen Schauspielerin, getroffen. Wir waren beide zu Pferde gesessen und sprengten lachend und plaudernd im Galopp durch den herrlichen Wald von St. Germain, welcher Denjenigen so viele interessante Geschichten erzählen kann, der es vermöchte, das Flüstern der Blätter von dem Zephyr des Frühlings an bis zu den lauten Nordklüften des Herbstes zu verstehen. Wir waren zum Diner nach Paris zurückgekommen und später in das Theâtre des Variétés gegangen, wo wir Orchesterplätze hatten. Die Avant-scène rechts von der Bühne war von Marie Duplessis okkupirt. Sie war allein in der Loge, oder man sah wenigstens nur sie mit einem Bouquet und einer Dute ihres Buches. Sie stimmte den Duft der Blumen ein, knapperte an den Bonbons, hörte wenig auf die Schauspieler, lorgnettirte nach allen Seiten hin, tauschte mit drei oder vier unserer Nachbarn Blicke und Lächeln aus und bog sich von Zeit zu Zeit in die Loge zurück, um mit Demjenigen einen Augenblick zu plaudern, dessen man nicht ansichtig werden konnte. Dieser Unsichtbare war Niemand anders, als der alte russische Graf S., derselbe, welcher mir später für den Herzog von Mauriac Modell stehen sollte. Ich habe wohl kaum nöthig hinzuzufügen, daß die Erzählung von der jungen, schwindsüchtigen Tochter, deren Ebenbild der Herzog in Marie Duplessis fand, reine Erfindung ist. Trotz seines hohen Alters suchte Graf S. nicht in Marie Duplessis eine Antigone, wie Oedipus, sondern eine Bathsheb, wie David. Marie Duplessis machte einer dicken Dame mit kupferfarbigem Teint und in auffallendem Kostüm, welche in einer der Loge meiner zukünftigen Heldin gegenüberbefindlichen Avantscene des ersten Ranges sich möglichst auffallend bewegte, allerhand telegraphische Zeichen. Diese würdige Dame, die, wahrscheinlich um sie zu „lanciren,“ neben sich eine junge etwas einfältig aussehende, bleichsüchtige Person sitzen hatte, war eine gewisse Clemence Prat, eine Modistin, deren Etablissement sich damals am Boulevard der Madeleine befand, dicht neben dem Hause, in welchem Marie Duplessis das Entresol bewohnte. Sonderbarer Umstand! Diese Frau Pr.t scheiterte nach allerhand Abenteuern — Abenteuer übrigens, welchen ihre Verurtheilung wegen Verführung von Unmündigen noch vor ihrem Tode ein Ende machte — fünfzehn Jahre darauf als Duegne im Theater des Mönchmarre, und spielte dort in der „Camelliendame“ dieselbe Rolle, welche sich nach ihrem Vorbilde geschaffen habe, die Rolle der Prudence Duvernoy. Sie war übrigens vollkommen mittelmäßig, und obwohl sie sich selbst spielte, kamen ihr ihre Erinnerungen und die ihr angedorene Schamlosigkeit durchaus nicht zu statten.

Eugène Déjazet kannte Madame Pr.t, Madame Pr.t kannte Marie Duplessis, deren Bekanntschaft ich zu machen wünschte, ohne im Entferntesten zu ahnen, welchen Einfluß sie auf meine literarische Laufbahn ausüben sollte. Eugène theilte meinen Wunsch Madame Pr.t, dieser geborenen Kupplerin mit. Es wurde vereinbart, daß wir nach dem Theater zu Madame Pr.t kommen sollten und daß uns Marie Duplessis auf einige Augenblicke empfangen würde, im Falle der Graf sie nur bis an die Hausthür begleiten sollte. Der ganze erste Akt der „Camelliendame“ hat sich die Gegenwart von Saint Gaudens und Olympe abgerechnet, in Wirklichkeit genau so zugetragen, wie man es auf der Bühne sieht. Genau so verabschiedete sie M. de Verville, dessen Gesichtszüge und dessen wahrer Name mir noch heut gut im Gedächtniß sind, welchen ich jetzt noch häufig in der großen Welt sehe und der damals die launen Marie Duplessis' auf die liebenswürdigste und eleganteste Art und Weise ertrug. Auch das Souper, die Stimmung, sogar das plötzliche Unwohlsein Marie Duplessis' sind genau nach dem Leben geschildert. Sie wurde von einem heftigen Husten befallen, mußte die Tafel verlassen und sich in ihr Toilettenkabinet flüchten. Auch der Schluß des Aktes ist nicht erfunden, sondern erlebt („absolument vécu“) . . . . . Saint Gaudens hat gelebt. Es war dies ein gewisser Baron du G . . . ., ein sehr galanter Mann, obwohl verheirathet und Familienvater. Er wohnte sämmtlichen Aufführungen der „Camelliendame“ auf demselben Orchesterplatz bei und schickte der Darstellerin der Titelrolle, Madame Doche, alle Abend ein weißes Camelien-Bouquet. Es war ein Mann von Esprit und er hatte einen kleinen Sprachfehler. Er erkannte sich in der von mir auf die Bühne gebrachten Persönlichkeit. „Das bin ich, wahrhaftig das bin ich,“ sagte er mir, „Sie haben mich in Saint Gaudens dargestellt. Ich bin Ihnen deum nicht böse. Das amüsirt mich außerordentlich. Ich gehe jetzt alle Abend ins Theater, um mich zu hören!“ . . . . .

Ich gehe jetzt alle Abend ins Theater, um mich zu hören!“ . . . . .

Die Krankheit und der Tod der Camelliendame sind wahr, die Rückkehr Armands im Roman und im Stück dagegen erfunden. Ich hatte Marie Duplessis lange Zeit aus dem Gesicht verloren. Als ich aus Spanien zurückkehrte, erfuhr ich in Marseille ihren Tod. Sofort nach meiner Ankunft in Paris eilte ich nach ihrer Wohnung, wo der Verkauf ihres Mobiliars gerade vor sich gehen sollte. . . . . .

Von den Aufführungen des Stückes sprechend giebt Dumas zum Schluß noch eine interessante Reminiszenz zum Besten:

„Die Agonie Marguerite Gautier's hatte auf die Rachel einen so tiefen Eindruck gemacht, daß die große Tragödin, noch ehe der Vorhang fiel, aus ihrer Loge gestürzt war, um einer nervösen Krisis zu entgehen. Ich will bemerken daß Stück zu Ende lesen,“ sagte sie mir, „es ist unerhört, daß eine Frau vom Theater, welche so oft auf der Scene stirbt, nicht den Tod von einer anderen Schauspielerin dargestellt zu ertragen vermöge. Sehen Sie sich doch das Stück mit mir an einem Abend zusammen an. Ich werde an der Seite des Autors nicht so feige sein.“ Wir begaben uns einige Tage darauf zusammen ins Theater. Wir saßen allein in einer Loge. Sie hörte aufmerksam zu, sie applaudirte und weinte während der ersten vier Akte und freute sich, daß sie an diesem Abend „so gut disponirt wäre“. Sowie sich aber beim fünften Akte der Vorhang hob, wurde sie unruhig und beklommen. Sie fing an zu zittern, sie erbleichte, plötzlich sprang sie auf und rief: „Führen Sie mich hinaus, führen Sie mich hinaus, es ist die höchste Zeit!“ Ich schleppte sie hinaus und geleitete sie nach ihrem Wagen, wo sie schluchzend in die Kissen sank!“ B. J.

Das römische Pantheon. Seitdem das Pantheon — die Rotonda — in Rom die Gruft Viktor Emanuels ist, dachte man daran, den kolossalen Rundbau von den an der Rückseite angebauten Häusern frei zu machen, und es ist zu diesem Zwecke im Juli vorigen Jahres begonnen worden, in der schmalen Via della Palombella, welche sich hinter dem Pantheon hinzieht, die an daßelbe sich anlehnende Häuserreihe zu demoliren. Diese Arbeit ist nun vollendet, und bei dieser Gelegenheit gelangte man, nach einem Berichte der „Times“, zugleich zu einer höchst merkwürdigen Entdeckung. Durch die Demolirung der alten baufälligen Häuser der Via della Palombella und durch Abtragung des Straßengrundes wurden nämlich die Umfangsmauern und der Fußboden einer großen antiken Halle bloßgelegt, die mit der rückwärtigen Seite des Pantheons in Verbindung stand und zugleich zu den Thermen des Agrippa gehörte, deren Ruinen auf der anderen Seite der Via della Palombella liegen. Es stellte sich heraus, daß dieses Gäßchen in die antike Halle eingebaut worden war, welche, wie sich nun zeigt, eine Länge von 148 und eine Breite von 50 Fuß hatte, und in welche an beiden Enden große Portale führten. Sie war also länger als der Durchmesser des Pantheons und lag parallel mit dessen Portal. Acht große Säulen von buntem, physikalischem und numidischem Marmor trugen die gewölbte und kassettirte Decke und große Stücke dieser Säule, sowie zahlreiche Reste des reichen plastischen Schmuckes fand man in der Erdschichte, die den Marmorboden der Halle bedeckte. In der dem Pantheon zugewendeten Längenwand befindet sich ferner eine große Nische, welche genau der Hauptnische des Pantheons entspricht und mit derselben rückwärts zusammenstößt. Zu beiden Seiten dieser Hauptnischen verbinden Hallen die Halle mit dem Innern des Pantheon, und andererseits führt in der noch nicht bloßgelegten Halle ein Eingang in die Hauptkammer der Thermen des Agrippa. Es ergiebt sich nun, daß diese drei zusammenhängenden Bauwerke — das Pantheon, die Halle und die Thermen — zu gleicher Zeit errichtet worden sind und der Korrespondent der „Times“ stellt die Vermuthung auf, daß das Pantheon ursprünglich nichts Anderes als die Hitz- und Schwitzkammer — das Laconicum oder Sudatorium — der Thermen des Agrippa, und daß es erst später als Tempel dem Kultus des rächenden Jupiters und der übrigen Götter gewidmet worden sei.

Schiffbruch. Einem Telegramm aus Newyork zufolge ist die Bark „Bulwark“ auf der Reise von Yokohama nach Puget Sound untergegangen, wobei 18 von der Mannschaft umgekommen sein sollen.

Mosaik. Aus München kommt die telegraphische Nachricht, daß die Gräfin Schönborn, des Botschafters Hohenlohes Tochter, heute um 11 Uhr Vormittags bei vollem Bewußtsein verschieden ist.